



«Wings»: Marula Eugster beim Taubentraining

Beflügelter Zauber

Die Toggenburger Zirkusfamilie Eugster startet mit «Wings» international durch – in der Schweiz ist die archaische Show noch ein Geheimtipp

Christian Hubschmid (Text)
und Martin Mischkulnig (Foto)

«So elegant!», schwärmt die BBC. «An audience holding its breath», beschreibt der «Herald Scotland» die Reaktionen des Publikums. Die Schweizer Show «Wings» begeistert diesen Sommer am Festival Fringe in der schottischen Hauptstadt Edinburgh. Das Kulturfestival ist das wichtigste Branchentreffen der internationalen Showszene. Wer hier auftritt, genießt weltweite Aufmerksamkeit.

«Wir verhandeln mit Veranstaltern aus Japan, den USA und vielen europäischen Ländern», sagt Mädir Eugster. «Nur in der Schweiz sind wir noch immer ein Geheimtipp.» Der 60-jährige Toggenburger hat 1,5 Millionen Franken in die Produktion von «Wings» gesteckt. Damit er das Geld wieder einspielt, muss sein Stück in Winterthur, wo es ab dem 20. November gespielt wird, gut laufen. Eugster ist zuversichtlich: «Wir wissen, dass wir eine Perle haben.»

Eine Perle ist es, allerdings: Am ehesten könnte man das atemberaubend entschleunigte Performentheater als Nouveau Cirque bezeichnen, obschon es mit der sterilen Pseudopoesie eines Cirque

du Soleil wenig gemein hat. In «Wings» verblüffen die Artisten mit einfachsten physikalischen Tricks, etwa einer Reihe von Pendeln, durch deren Schwingungen sich Tänzer akrobatisch schlängeln. Die Schönheit der Nummern verdankt sich dem komplexen Zusammenspiel von Naturgesetz, Tanz und einer in jeder Bewegung zum Ausdruck kommenden Menschlichkeit. «Wings» ist nicht Showbusiness, sondern Kunst.

Feder bringt walfischgrosses Flugskelett zum Einsturz

Dass Mädir Eugster trotzdem eine grosse Show auf die Beine stellen konnte, hat er seiner erfolgreichsten Erfindung zu verdanken: der «Sanddorn-Balance». Die weltweit gepriesene Nummer, die er seit 1996 zeigt, ist so einmalig und unfassbar, dass sie ihm in Japan die Auszeichnung Kamizawa («Göttliches Werk») eingebracht hat. 13 Palmblattrippen, die aussehen wie Dinosaurierknochen, fügt Eugster dabei zu einem walfischgrossen Mobile zusammen. Die Nummer dauert zwölf Minuten – im Showbusiness eine Ewigkeit – und endet damit, dass Eugster eine Feder, die er als Letztes auf die schwebende Konstruktion setzt,

wegnimmt. Dann kracht das fragile Gebilde zusammen.

Vor kurzem hat sich der ehemalige Kunstturner Eugster von der Bühne zurückgezogen. Jetzt zeigt seine 24-jährige Tochter Marula die Sanddorn-Balance, was das sechs Kilo schwere Flugskelett noch eindrücklicher macht. Eine weitere Tochter, Nuria, hat das Management von Eugsters Rigolo Nouveau Cirque, wie die Compagnie heisst, übernommen. Ein richtiges Familienunternehmen also. Zu dem auch die vier Tauben gehören, die hinter der ehemaligen Stickerfabrik in Wattwil, wo die Eugsters wohnen und proben, in einem Verschlag hausen. Und die für eine der schönsten Nummern in «Wings» mitverantwortlich sind.

In elitären Kreisen gilt diese Kunst als Hokuspokus

Im Übungsraum der Eugsters sieht es so aus, wie man sich das Refugium einer alternativen Zirkusfamilie vorstellt: Ein grosser Vogelflügel, gebastelt aus weisser Gaze und Kleister, lehnt an der Wand. Die Wände sind bemalt, der Boden besteht aus alten Brettern. Als Marula die Tauben zum Training über ihre Arme spazieren lässt, kackt eine knapp an ihr vor-

bei auf den Boden. «Tiere eben», sagt die Tänzerin lapidar.

«Wings» füllt mit seiner archaisch anmutenden Natürlichkeit eine Marktlücke. Gegen 30 000 Zuschauer haben das Stück schon gesehen, als es letztes Jahr erstmals in der Schweiz gezeigt wurde. Doch Eugster sucht noch immer einen grossen Sponsor, was schwierig ist, da sich das Stück wegen seiner fragilen Ästhetik nur schlecht vermarkten lässt. Ans Theater Spektakel in Zürich wurde Eugster noch nie eingeladen; in elitären Kulturkreisen gilt seine Kunst als esoterischer Hokuspokus. Doch das könnte sich bald ändern: Der Erfolg im Ausland hat Schweizer Originalen schon oft die verdiente Anerkennung in ihrer Heimat gebracht.

Bis zum Spielstart Mitte November läuft eine Werbekampagne für «Wings» in Zeitungen und am Radio. Soeben sind die neuen Flyer eingetrudelt: Sie haben wegen der Adventszeit ein paar Sternchen drauf. Mit verächtlicher Miene schaut Marula sie an. «Kitschig», sagt sie. Vater Mädir schweigt. Er weiss: Ein bisschen Kompromisse machen muss im Showbiz jeder.

«Wings», ab 20. 11. in Winterthur, Halle 52, www.rigolo.ch

Fette Hunde, merkwürdige Männer

Fuminori Nakamura ist das Literaturereignis aus Japan

Die Dunkelheit und die Gestalten, die sie gebiert, sehen nicht in jeder Weltgegend gleich aus. Und doch ähneln sie einander. Fuminori Nakamura weiss das. Fuminori Nakamura, das japanische Wunderkind, das nächste grosse Literaturereignis nach Haruki Murakami.

Der 38-Jährige wurde bereits mit allen wichtigen Literaturpreisen Japans ausgezeichnet. In den USA schon weitherum bekannt, kommt der Tokioter Literaturstar nun endlich auf Deutsch heraus. Mit einem sechs Jahre alten Roman, den Nakamura von einem Dieb erzählen lässt und der auch schlicht so heisst: «Der Dieb». Der Titel ist allerdings das einzig Schlichte an diesem Buch.

Einen Namen hat er nicht, der Dieb, irgendwann wischt etwas Ähnliches vorbei. Aber man nimmt es kaum wahr. Es ist etwas unglaublich Grelles an Nakamuras Dunkelheit und um die Gestalten, die er in seinem zeitlosen Post-Noir herumtreiben lässt. Eine aus Überpräzision geborene Unschärfe.

Der Dieb ist von Kind auf Dieb. Kein «Verbrecher aus verlorener Ehre» wie bei Schiller, keiner aus Armut, obwohl er aus einem nicht unbedingt schönen Vorort Tokios stammt. Nein, er hat aus dem Diebstahl (Taschendiebstahl, das ist nicht ganz unwichtig) eine Kunst gemacht. Eine Art verbrecherische Teezeremonie.

Er folgt seinen Fingern. Dann beginnt das Ritual. Sie gleiten in die Taschen der Reichen. Elektriziert ist er dann. Und frei. Trotzdem: Irgendetwas stimmt nicht mit ihm. Denn da ist noch dieser Turm, den er immer wieder sieht. Ein Turm, der hinter seinem Viertel stand, verschwommen und doch klar, hoch aufragend, eine Drohung, ein fremder Gott, man weiss es nicht.

Eine schöne, zur Prostitution bereite Mutter taucht im Gefolge auf

Man würde ihn ja warnen wollen, dass er in das teuflische Labyrinth eines durchaus teuflischen literarischen Hochseilartisten geraten ist. Ihm zuzurufen, dass sich die Wände, in deren finstere Ritzen er sich geflüchtet hat, immer enger um ihn schliessen, wie bei Franz Kafka. Er würde das nicht wollen, dass man ihn warnt, denn es ist eine arrogante Eigensinnigkeit um ihn herum.

Es ist nicht so, dass er kein soziales Wesen wäre. Ein Junge taucht auf, seine schöne, zur Prostitution bereite Mutter im Gefolge. Man lernt einige sehr selt-



Fuminori Nakamura, 38

same Sachen über die japanische Gesellschaft, allein schon der Inhalt der geraubten Brieftaschen, wir wollen da nicht ins Detail gehen.

Der Dieb kümmert sich um den Jungen, rettet die Mutter, versucht ihn davon abzuhalten, sein Schicksal zu erleiden. So ist das immer bei Nakamura. Er steht mit beiden Beinen auf der Erde und steckt doch mit dem Kopf in einer Gelehrtenrepublik.

«Der Dieb» nimmt sich aus, als hätten sich Dostojewski, Kafka, ein Minimalismus-Klassiker wie der «Pickpocket»-Regisseur Robert Bresson und der koreanische Neo-Noir-Klassiker Wong Kar-Wai irgendwo in einer sternklaren Tokioter Nacht im Hinterzimmer einer überraschend stillen Karaokebar zusammengesetzt, um was Tiefes, Fieses und Trauriges zu schreiben. Den fernöstlichen Ultra-Post-Neo-Noir über Schuld und Sühne und Yakuza. Oder so.

Es gibt Dingsymbole, fette Hunde finden sich ein und merkwürdige Männer. Sie tauchen auf, sie tauchen ab. Der Turm wandert mit dem Gang der Handlung wie ein Fremdkörper im Auge. Rätselhaft und schmerzvoll. Es wird gemordet, Blut fliesst viel, es wird sich ordentlich verschworen, die Unterwelt überfällt die Oberschicht.

Politisch ist das irgendwie auch. Und magisch. Und eskalt. Und ziemlich toll. Elmar Krekeler

Fuminori Nakamura, «Der Dieb», Diogenes, 209 Seiten, Fr. 31.90